

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

28 (10.7.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrierte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

№ 28.

Sonntag, den 10. Juli.

1904.

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.
Die milden Strahlen der Nachmittagssonne leuchteten acht Tage nach den eben geschilderten Ereignissen in das Wohnstübchen des Hauses, das die Witwe Martensen mit ihrer Tochter Hella bewohnte. Die gleiche, zu den kräftigen Gestalten der Inselfrauen wenig passende Zartheit der Tochter, zeichnete auch die Mutter, die vormalige Erzieherin aus, deren Antlitz, trotz ihrer fünfzig Jahre, die Spuren ehemaliger Schönheit trug, wenn auch das einst blonde Haar frühzeitig völlig ergraut war, und ein grüner Schirm die leidenden Augen bedeckte. Das junge Mädchen saß soeben am Spinnrade; ihr Auge schweifte träumend hinaus auf das blaue Meer, und ihr Mund sumnte, vielleicht ihr selbst kaum bewusst, die einfache Weise eines Inselliedes. Die Mutter ruhte im Lehnstuhl; die trüben Augen überflogen das bleiche Antlitz ihres Kindes, und immer mehr trat ein Zug der Traurigkeit in die Mienen der Mutter, immer tiefer wurden die Furchen zu beiden Seiten des Mundes.

„So nachdenklich, mein Kind?“ fragte sie plötzlich mit ihrer milden Stimme; „geht Dir die Abreise Deiner jungen, vornehmen Gönnerin nahe?“

Hella blickte von ihrer Arbeit auf. „Ich weiß Einen, Mutter, dem es näher geht,“ erwiderte sie. „Du hättest den armen Herrn Barfeld sehen sollen, wie ihm der fremden, schönen Dame Krankheit ins Herz schnitt; kein Bruder kann sorgsamer ob der Schwester machen. Und sie jagte es selber, daß die Arzneien und Tränke, die er ihr bereitet, sie vom schweren Fieber gerettet. Er selbst aber war es allerdings, der auf ihre Abreise mit dem Schiffe drang, das morgen hier vorübersegelt. Er behauptet, die Luft sei hier für die Genesende zu scharf; aber dabei sprach der Schmerz, die Fremde zu verlieren, aus jedem seiner Worte, und als sie in die Abreise einwilligte, kämpfte er unverkennbar mit einem tiefen Schmerz. Ich habe so meine Gedanken dabei. Gewiß liebt er die Dame, die ihm so vielen Dank schuldet; und doch wäre es so leicht, ihr zu folgen. Sie würde schwerlich seine Hand zurückweisen. Was mag ihn nur eigentlich fesseln seit sechs Jahren, hier an diese Dede, wo er keine Seele besitzt, die die seinige zu begreifen vermag?“

„Ehre das Geheimnis des Mannes, der ein Wohltäter unserer Gemeinde ist,“ erwiderte Frau Martensen ernst;

„aber Hella, mein Kind, ein anderes Geheimnis enthüllt mir Dein Wort. Eine Dede nennst Du Deine Heimat? Und in dieser Dede sollst Du doch ein ganzes Dasein vollbringen! Hella, mein Kind, die wahre Liebe vermag, eine Wüste zum Paradiese umzugestalten; liebtest Du Niels, den Mann, den Deines Vaters Wunsch Dir zum Gatten bestimmt, wie ich einst den geliebt, um dessen willen ich Hamburgs glänzendes Leben mit dem bescheidenen Aufenthalte auf einer Hallig vertauschte, Du würdest anders reden. — Hella, Hella, schwach ist das Licht meines Auges, aber mein Herz sieht, mein Mutterherz: Du liebst Niels nicht mehr.“

Das junge Mädchen sprang empor und warf sich in die Arme der Mutter, die sich ihr entgegenstreckten.

„Und diesem Mutterherzen lasse mich vertrauen, alles, alles!“ rief sie. „Ja, Du hast recht, ich liebe Niels nicht mehr, kann ihn nicht mehr lieben, seit —“

„Seit Felix von Waldenows Fuß die Hallig betrat,“ unterbrach sie Frau Martensen, „und jäh in Deines Herzens Frieden griff. Ich klage Dich jedoch nicht an,“ fuhr sie milde fort, die Hand wie beruhigend auf das Haupt der heftig Weinenden legend; „aber ich will wissen, wie das Verhängnis an Dich trat, das, ich ahne es, genug des Leids über uns bringen wird.“

„Weiß ich es selber, Mutter? In stillem Glücke lebte ich dahin. Niels, — o glaube mir, noch immer ist er mir teuer als Freund meiner Kindheit, als der besten, der treuesten einer

— war mir als Gatte bestimmt; ich kannte ja keinen andern und glaubte, das Gefühl sei Liebe, das mich mit ihm verband. Die Mädchen der Insel beneideten mich um ihn, aber ich, ich klage meine Erziehung an, ich fühle anders als meine Jugendgenossinnen. In den Jahren, da Niels abwesend war, erweiterte ich mit Deiner Hilfe mein Wissen, und neue Gedanken, neue Bilder, früher kaum geahnt, tauchten in mir auf; dieses Eiland ward mir zu eng, der Gedanke, hier für immer leben zu müssen, verscheuchte selbst meinen Schlaf. Ich dachte indessen an den guten Niels, nahm zu Gott, der mir hier die Heimat geschaffen, meine Zuflucht, und mein Gemüt ward ruhiger. Da sah ich Niels wieder. Er erschien mir gut, treu wie immer, aber doch so anders, so ganz anders, wie ich mir den heimkehrenden Bräutigam gedacht, den Mann, dem ich mein ganzes Dasein



Prinzessin Marie von Hannover †.

weihen sollte. Und ihm zur Seite stand er, dem mein Herz zuslog bei den ersten Worten seiner milden Stimme in mächtiger, nie geahnter Regung. Du selber kennst ihn, täglich ist er ja der Gast unserer kleinen Hütte. Felix liebt mich, mir sagt es jeder Blick seines Auges, das Beben seiner Hand, wenn sie die meine hält; und dennoch achtet er in mir die Braut eines andern, eines andern, den ich nicht lieben kann, dem ich nicht Treue schwören darf, ohne zur Meineidigen zu werden. Dich Mutter, Dich rufe ich an zur Richterin, Dich, Du Gute, Edle, — hilf Deinem Kinde, es ist unsäglich elend!

„Nein, nicht elend, — unsäglich glücklich soll es sein, — so glücklich, wie ich in diesem Augenblick!“ rief eine Mannesstimme hinter ihnen. Erschrocken fuhr das junge Mädchen empor, selbst Frau Martensen erhob sich überrascht aus ihrem Stuhle und blickte auf den unerwartet Eintretenden.

Es war Felix von Waldenow, der, sichtlich in hoher Erregung, jetzt mit leuchtenden Blicken auf die Frauen zuschritt.

„Gottes Hand selber, die mich vom nassen Tode an dieses Eiland rettete,“ sagte er mit bewegter Stimme, „war auch jetzt mein Führer zu dieser Stätte, um Ohrenzeuge eines ungeschälchten, mich zum Glückseligsten aller Sterblichen erhebenden Geständnisses zu werden. Frau Martensen, mit Niels Gardberg, so ehrlich, so brav er sein mag, kann Eure Tochter nicht glücklich werden. Das sagte mir längst die Stimme des Herzens, und doch mußte ich sie schweigen heißen, mußte die Gefühle ersticken, die mich bewegten; denn ich zitterte selbst, die Sonde an eine unberührte Mädchenseele zu legen; nun aber da durch das soeben vor Euch abgelegte Geständnis die Schranken gefallen, jetzt trete ich, Felix Freiherr von Waldenow, hin vor Euch und erbitte von Euch Eure Tochter, Sella Martensen, zum ehelichen Gemahl.“

„Sella, Sella, Du gehst in Dein Verderben!“

Es war jetzt Niels Stimme, die sich in dieser Warnung vom Eingang her vernehmen ließ. Er hatte den Baron das Haus der Witwe betreten sehen und war ihm rasch genug gefolgt, um die letzten Worte von dessen Erklärung zu vernehmen.

„Sella,“ fuhr er fort, die Hand des jungen Mädchens ergreifend, die sie ihm entzog, „Sella, stoße nicht ein stilles Glück von Dir; ich habe Dir zwar wenig zu bieten, nur mein treues Herz und mein Seemannsglück, nichts als diese Insel, an der mein Herz hängt, als meine Heimat; sie ist traurig, öde, jeden Tag der Vernichtung ausgesetzt; aber ärger toben die Stürme in den Kreisen, wohin Dich der Verführer locken will. Hier ist Frieden, dort Neid, Haß und Elend unter glänzender Hülle. Sella, bleibe hier, brich nicht Dein Wort, es würde nicht gut tun!“

Das junge Mädchen lehnte ihr Haupt an der Mutter Brust. Waldenow schaute dem Seemann offenherzig und fest in die Augen. „Niels Gardberg,“ sagte er, „es ist ein ernster, heiliger Augenblick, in dem wir einander gegenüber stehen. Lasset uns in dem Bewußtsein reden, daß eine höhere Hand unsere Herzen und Gesinnungen prüft. Erlaubt, daß ich Euch von mir erzähle. Elternlos, früh verwaisst, wuchs ich in allen Genüssen, die der Reichtum zu bieten vermag, auf; aber früh widerten mich die Zerstreungen der Residenz an und, noch ein Jüngling, begann ein seltner Ernst, der vielleicht mir von meinem Vater angeerbt war, mein Dasein zu verdüstern. Umsonst versuchte mein um einige Jahre älterer Vetter, der mir mit treuer Freundschaft ergeben, mich aufzuheitern, sorgsam überwachte er jeden meiner Schritte, und doch hätte ihn mein Tod reich gemacht; denn auf ihn vererbt sich mein Besitz, sterbe ich unvermählt und kinderlos. An der Seele totnüde, kam ich nun hierher, um dem Leben gegeben zu werden; denn zum ersten Mal zog bei Sellas Anblick die nie gekannte Liebe in mein ödes Herz. Niels Gardberg, laßt sie mir; heilig will ich sie halten wie ein Kleinod; sie soll das Glück meines Lebens sein, und sie selbst wird in meiner Liebe, in dieser nur allein, glücklich werden.“

Der Seemann preßte beide Hände an seine Stirn. „Daß etwas Fremdes zwischen uns getreten,“ sagte er mit dumpfem Tone, „das merkte ich, als nach zwei Jahren der Abwesenheit mein Auge dem ihren begegnete. — Sella!“ rief er alsdann, dicht vor das junge Mädchen hintretend, „Sella, ist es wahr, daß Du mich nicht liebst, daß Du nimmer glücklich sein kannst als mein Weib?“

Sella richtete sich aus den Armen der Mutter empor, streckte dem Seemann die Hand entgegen und versetzte leise: „Niels, lasse mich Deine Freundin bleiben — Deine Schwester!“

Laut ächzte der junge Mann auf. „Freundin, Schwester —“ murmelten seine bebenden Lippen; „es ist genug.“

Eine Pause entstand. Er selber war es, der sie zuerst brach. „So gebe ich sie denn Euch und mit ihr mein Glück,“ rief er, gegen den Baron gewendet. „Haltet sie mir heilig, Ihr seid mir verantwortlich. Und noch Eins: es wäre nicht das erste Mal, daß ein feiner Herr ein armes Mädchen betört. Ich kann nicht über Sella wachen; denn schon morgen ruft mich meine Pflicht von hier, ich könnte überhaupt nunmehr nicht an dieser Stätte bleiben, je weiter fort, desto besser! Aber schwört mir, daß Ihr, ehe Ihr die Hallig verlaßt, in der Kirche dieses Eilandes vor Gott und seines Priesters Augen Sella Martensen den Eid des Gatten leistet wollt und unwiderruflich verbinden Euer Geschick mit dem ihren!“

„Hört mich an, Niels, und erwägt wohl meine Worte,“ entgegnete Waldenow. „Es war meine Absicht, noch ein Jahr lang Sella als meine verlobte Braut zu betrachten. Erst mit dem vollendeten fünfundzwanzigsten Lebensjahre werde ich nämlich, dem Testament meines Vaters gemäß, freier Herr meines Vermögens; bis dahin hänge ich von einem entfernten Verwandten ab, der, ein eingefleischter Aristokrat, sich gegen diese Verbindung stemmen könnte, ja in diesem Falle ein gewisses Recht besäße, einen Teil meines Besitzes zu beanspruchen. Und doch alles, was ich mein nenne, möchte ich ungeschmälert zu Sellas Füßen legen. Trotzdem will ich Euren Wunsch erfüllen, der ja auch der meinige ist. Schon in den nächsten Tagen werde ich das Gelöbniß ewiger Treue am Altar ablegen. Als meine Gattin lebe Sella Martensen noch ein Jahr im Hause ihrer Mutter, bis ich, frei aller Bande, sie zu holen komme, um sie zu der gesellschaftlichen Stellung zu erheben, die ihrer Tugend und ihrer Anmut gebührt. Seid Ihr's zufrieden, Ihr treuer Freund meiner Sella?“

„Bin's,“ erwiderte der Seemann traurig; „und daß ich dem Mädchen entsage, deren Bild mein Stern war und Licht in düsterer Sturmnacht, der ich mein Herz treu erhielt bis heute, mag ihr beweisen, wie lieb ich sie habe. Leb wohl, Sella! wenn ich wiederkehre auf dieses Eiland, wirst Du wohl schon weit in der Ferne sein, und die große Dame in goldener Karosse —“

„Immer Deine Schwester!“ rief Sella, „immer Dein denkend, Du treuer, guter Mann.“

Niels beugte sich auf die weißen Finger nieder und drückte einen Kuß darauf, und das Mädchen fühlte den heißen Tropfen einer Träne fallen. Der wettererprobte Seemann verlor die Herrschaft über sich; er stürmte ohne ein weiteres Wort des Abschiedes zur Thür hinaus.

Die Mutter faltete die Hände. „O, mein Gott, mache es gnädig mit uns, ein treues Herz, daß Du uns sandtest, haben wir weggeworfen; was wird der Tausch uns dafür bringen?“

Lydia Bernheims fieberhafter Zustand hatte bisher nicht gestattet, sie an eine andere Stätte zu bringen; so blieb denn ihr und ihrer Pflegerin Sella die Stube im Erdgeschoß eingeräumt, während der Baron bei dem Pfarrer des Eilands ein Unterkommen gefunden, und Leo Barfeld für sich selber die beiden kleinen Zimmer des einzigen Stockwerks seines Häuschens eingerichtet hatte.

Nun aber war die Gerettete so weit hergestellt, daß das morgen die Hallig passierende Schiff, das Niels nach Hamburg zu neuer Dienstleistung brachte, auch sie dorthin entführen sollte, um sie ihrer Heimat zuweilen zu lassen.

Heute saß sie im freundlichen Stübchen am Fenster; ihrer Effekten beraubt, trug sie noch immer den Anzug einer Halligbewohnerin, der vortrefflich zu ihrer Figur und zu ihrem Antlitz paßte; ein rot gestreifter Rock, der die blauen Strümpfe nicht verbergte, schloß sich enge an ihren zierlichen Körper; ein grünes, silbergesticktes Nieder vollendete die fleidsame Tracht.

Ihr gegenüber in ihrem Anschauen verloren, saß der Herr des Hauses; es war die Zeit des Nachmittags, in der er sich regelmäßig nach ihrem Befinden zu erkundigen pflegte, und manche Stunde saßen Wirt und Gast alsdann beisammen, bald im traulichen Gespräch, bald im grübelnden Schweigen, jeder den eignen Gedanken überlassen.

Auch in diesem Augenblicke war die Unterhaltung ins Stocken geraten. Lydia starrte zum Fenster hinaus. Mit einem Male, an die Gegenwart erinnert, wandte sie sich an den stumm vor ihr sitzenden Leo: „Wie still die See ist,

wie friedlich sie dies kleine Eiland umspült, als könne sie nie aufbrausen in drohendem Zorn, ein fürchterliches Grab alles Lebendigen, das sich ihrem Spiegel anvertraute. Da schreiben sie von Stürmen und Wogenbraus in Büchern, da malt die aufgeregte Phantasie sie in furchtbaren Szenen; aber nur der kann die Sprache des entfesselten Elements verstehen, der selbst nahe daran war, seine Beute zu werden, der die Masten brechen hörte über sich, die Planken bersten — o die Erinnerung daran wird mich nie verlassen —.“ Sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

„Sie werden vergessen, gnädige Frau,“ nahm Barfeld das Wort, „sobald Ihr noch fieberhafter Zustand Sie verlassen haben wird, den die raue Luft der Hallig nicht zu lindern vermag. Seien Sie nur erst inmitten der Genüsse, die Ihnen die Residenz darbietet. Sie, frei, reich, jung und schön vergessen am leichtesten. Fühlen Sie sich nur erst wieder als Königin der Bälle, als Sonne unter den Sonnen der Gesellschaft.“

Die errötende Lydia unterbrach ihn. „Sie meinen mich und mein Sinnen nur der Welt und ihren Freunden zugewandt? Haben Sie mich in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins als ein solches Weltkind erkannt, Herr Barfeld? Ihre Worte deuten wohl darauf hin? Nun wohl, ich leugne es nicht, ich bin jung, unabhängig, ich bin glücklich in heiterem Kreise und liebe Glanz und Pracht, aber noch ein anderes Glück, ein höheres, würzt meine Tage; ich bin Mutter, Herr Barfeld, ein Söhnchen, es zählt nun drei Jahre, streckt mir seine Arme bei meiner Heimkunft jauchzend entgegen und bietet mir Willkommen.“

Ein Strahl der Freude glänzte in Barfelds Blick. „So kennen Sie der Mutterliebe heiliges Gefühl, so ist Ihre Seele dem Höchsten offen, was dem Sterblichen verliehen! O vergeben, vergeben Sie mir.“ Mit Mühe bekämpfte er die Aufregung, die ihn zu überwältigen drohte.

„Ich setzte eigentlich voraus, Sie würden ohne mein jetziges Bekenntnis besser von mir gedacht haben,“ sagte sie schmerzlich. „Glauben Sie mir, ich bin nicht so ganz das Weltkind, für das Sie mich halten und nie wird der Augenblick kommen, da ich aufhören müßte, mich selber zu achten und meinem Sohne, den ich in einem mir gehörenden Hause auf dem Lande in guter Pflege einer Frau weiß, die einst meine eigene Kindheit gehütet, eine treue Mutter zu sein.“

Das Antlitz Barfelds ward wieder düster. „Sie haben Ihren Sohn nicht im eignen Hause?“

Lydia errötete von Neuem. „Er ist noch zu klein, drei Jahre,“ entgegnete sie verlegen; „ich hatte ihn früher bei mir — allein der kleine verwöhnte Herr begehrte fortwährend die Mutter zu sehen — und —“

„Und Ihre gesellschaftlichen Pflichten ließen Ihnen dazu keine Zeit,“ fiel Leo ruhig ein. „Ich begreife.“

„Herr Barfeld,“ versetzte Lydia, „so wie es Ihnen beliebt, hat noch keiner zu mir geredet; Schmeichelworte haben mein Ort verwöhnt, und doch bin ich nicht unempfindlich für eine andere Sprache. Es gibt Augenblicke, in denen ich mich in der Tat nach dem Ernst einer Unterhaltung, wie nach erquickendem Balsam sehne. Freilich sind diese Augenblicke selten, aber alsdann gähnt mich um so erschreckender die ganze Leerheit meines Daseins an. Ich werde meinen Sohn zu mir nehmen, selber seine Erziehung beaufsichtigen, sind Sie zufrieden?“ — „Lydia!“

Aber mitten in diesem unbewachten Ausschrei inneren Ent-

zückens verstummte sein Mund; wie gebrochen sank der junge Mann auf seinen Sitz zurück. „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau,“ brachte er kaum hörbar hervor.

Lydias Antlitz überflog der bittersten Enttäuschung. Sie hatte es sich selber nicht gestehen wollen, wie teuer ihr in der kurzen Spanne Zeit der Mann geworden war, der sie gastlich aufgenommen hatte, und nun tönte es rauh wie ein vernichtender Mißklang: „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau.“

Aber sie gewann ihre Fassung und, den ruhigen Ton der Unterhaltung ansichlagend, bemerkte sie: „Wie kommt es doch, Herr Barfeld, daß Sie, ein Mann, der das Glück der Familie so heiß zu empfinden vermag, nicht selbst sich diesen Frieden bereitet, daß Sie, ein Mann noch in den kräftigsten Jahren, mit Ihren Kenntnissen, sich auf dieser Insel vergraben, während Ihnen eine Welt offen steht?“

Es zuckte so schmerzreich durch des Befragten Antlitz, daß Lydia Bernheim inne hielt.

„Fragen Sie nichts, ich beschwöre Sie; reißen Sie nicht alte Wunden auf, die vernarbt, aber nimmer verschmerzt sind,“ jagte er fast stammelnd; „lassen Sie den Schleier vor meiner Seele, der seine düsteren Falten um jede Freude, um jede Hoffnung meiner Lebensstage wirft; ja, ich bin grenzenlos, ich bin unheilbar elend.“

„Unglücklicher Mann, gibt es keinen Freund, keine Freundin für Sie auf Erden, würdig genug, Ihr Leid zu teilen? Ich lernte Sie als jemand kennen, der durch Charakter und Geistes Eigenschaften seine Nebenmenschen um ein Bedeutendes überragt; es tut mir wehe, Sie jetzt keine Ausnahme von den gewöhnlichen Menschen machen zu sehen. Ermannen Sie sich! erheben Sie sich aus dem Siechtum einer Mutlosigkeit, die dem Manne unschön steht. Weisen Sie den Mahnruf einer Freundin nicht ab, die es so aufrichtig mit Ihnen meint, die Sie beschwört, in einen erweiterten Wirkungskreis zu treten, die Sie zu großen, Ihren Talenten angemessenen Unternehmungen ermuntern will, und die — ja ich gestehe es offen — wäunte, an Ihnen eine Stütze und für ihren Sohn einen väterlichen Ratgeber zu finden.“

Barfeld rang mit sich selber; sein Auge war gesenkt, die rechte Hand fuhr mehrmals über die düster umwölkten Stirn; dann rief er in schmerzlich durchzucktem Tone: „Nie, nie! Ein Gelübde fesselt mich an dieses Eiland. Bereiten Sie durch Ihr verführerisches Wort dem Unseligen nicht noch ein schwereres Los.“

Die Witwe verbarg ihr Antlitz in den schmalen weißen Händen; man hörte die enttäuschte Frau leise weinen. „Wenn der gute Engel, dessen Schwingen ich in dieser Stunde über meinem Haupte rauschen höre, mich verläßt,“ jagte sie endlich, — „dann ist es Ihre Schuld. Vergessen wir diese Augenblicke. Bleiben wir, was wir uns in jener fremden Minute gewesen, da Ihre Hand die meine erfaßte, mich über schwanken Steg in Ihre Gastlichkeit zu geleiten. — Und nun,“ fuhr sie völlig gefaßt fort, als die Magd, die ihr Barfeld in Abwesenheit Hellas zur Bedienung zuerteilt, zufällig ins Zimmer trat, „nun, Herr Barfeld, erfüllen Sie mir, ehe ich scheide, einen lang gehegten Wunsch. Ich befinde mich auf einer Hallig; hier hörte ich zuerst diesen Namen aussprechen, den ich bisher, nimmer gekannt; so gern möchte ich mich unterrichten, erzählen Sie mir von diesem Eiland, das mir ein gastliches Obdach bot.“ (Fortsetzung folgt.)

Das verpönte Kreuz.

(Nachdruck verboten.)

Neubefehrte fallen nieder
Vor des Heilands Kreuzesbild
Und der Kirche „älteste Tochter“
Wirft es von sich, haßerfüllt.

Willst Du, Frankreich, denn erneuern
Jenen höllischen Versuch,
Gott von seinem Thron zu stürzen —
Wieder trogen Gottes Fluch?

Denkst Du nicht mehr jenes Chlodwig,
Der, zum Kreuzesgott bekehrt,
Dich geeint hat zu dem Reiche,
Das so mächtig sich bewährt?

Als der Kirche „erste Tochter“
Setztest ein Du Gut und Blut
Für des Glaubens heilige Sache,
Nahmst die Kirche Du in Gut.

Keinen Platz mehr soll es finden
In den Räumen, wo das Recht
Und das Unrecht wird gewogen,
Wo man wägt, was gut und schlecht.

Ebles Frankreich, laß nicht treten
Dich von jenen in den Staub,
Die an Deinen höchsten Gütern
Leben frevelhaften Raub!

Und ist denn so ganz verblichen
Deines heil'gen Ludwig Bild?
Trug er nicht das Kreuz des Heilands
Dir voran als Hort und Schild?

Und die Mutter wob der Tochter
Einen lichten Ruhmeskranz
Um die Stirne, den kein Schatten
Je verdunkeln konnte ganz.

Und nun heute? — O, wie magst Du
Dulden nur, daß Frevlerhand
Sich vergreift an Deiner Mutter,
Die um Dich den Lorbeer wand?

Daß man ihre besten Kinder
Ihr vom Mutterherzen reißt,
Von den heimatlichen Stätten
Rauh sie in die Fremde weist?

Und nun ist's der Meister selber,
Den im Kreuzbild man verjagt.
Nur gemacht! — Es kommt die Stunde,
Wo das Kreuz hoch wieder ragt!

Hühendorf (Schlesien).

Maximilian Wagner.

Die Glockenblume.

(Ein Gleichnis.)

Nach dem Französischen von Frz. Wasserburg.

(Nachdruck verboten.)

Die scheidende Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die leichten Schatten, welche sich über dem Tal verbreiteten. Die Gipfel der Bäume erglänzten noch einmal in ihrem schimmernden Lichte, während die unteren Zweige sich bereits mit dem Schleier der Dämmerung umkleideten. Nur noch vereinzelte Vogelstimmen waren hörbar, allmählich verstummten auch diese; die gefiederten Sänger suchten ihre schützenden Nester auf.

In der Einsamkeit der Abendstille schritt ich dahin unter dem Laubdache hoher Platanen, die keine Gärtnerhand in ihrem Wachstum gehemmt und unnatürlich gestaltet hatte, unter duftenden Akazien und mächtigen Eichen, die ihre knorrigen Arme wie schützend über bescheidenere Nachbarn auszubreiten schienen. Zwischen schwellendem Moos rieselte ein kleiner Bach und sein leises eintöniges Murmeln war das einzige Geräusch, welches in der Stille des langsam anbrechenden Sommerabends zu vernehmen war.

Am Ufer dieses Baches ließ ich mich nieder, und mein Blick streifte die Glockenblumen die, wie ermüdet, ihre Kelche zur Erde neigten. Ich frug mich nicht, ob sie zu dieser oder jener Familie gehörten und welchen Platz im Buche der Natur die Botaniker ihnen zugewiesen haben. Es macht mir wenig Freude, die großen Sammlungen zu betrachten, wo die Blumen, vertrocknet wie ägyptische Mumien, ruhen; nein, ich liebe ihren zarten Duft, ihre frische Farbe, das leise Hin- und Herschwanke auf ihrem leichten Stengel. Und die Blumenkinder wissen das sehr wohl, denn darin liegt das große Geheimnis der Natur, daß sie unsere Seele findet, wenn wir selbst sie verstehen. Ganz von dem

Zauber meiner Umgebung gefesselt, drängte es mich, das Schweigen zu unterbrechen:

„Du kleine Glockenblume vom Winde leis berührt, Du weißt was hier auf Erden, Allein zum Glück uns führt.“

Fern ab vom Weltgetriebe Blühst Du im stillen Grund, Dem armen Menschenkinde Gib Dein Geheimnis kund.“

„Mein Geheimnis“, flüsterte eine leise Stimme, „kannst Du weder aus den Büchern der Gelehrten noch aus den Erwägungen und Ratschlägen der Menschen ergründen. Siehst Du meine Schwestern? Zahlreich sind sie um mich versammelt, sie sind in ein blaues Gewand gekleidet wie ich, sie

schwanken im Hauch des Windes wie ich, und auch sie neigen sich, von der Hitze des Tages erschlaft, dem frischen Moose, dem grünen Rasen, den duftenden Kräutern zu. Wir alle leben das gleiche Leben, das ist unser Glück!“

„Ich verstehe Dich wohl,“ gab ich zur Antwort, „Ihr seid eine einzige Familie und das Glück auf Erden wäre eingefeiert, wenn alle Menschen einig wären in ihren Wünschen, ihren Bedürfnissen. Aber hast Du nicht noch Schwestern, die weit entfernt von Dir weilen, und bist Du nicht mitunter in Sorgen über deren Schicksal?“

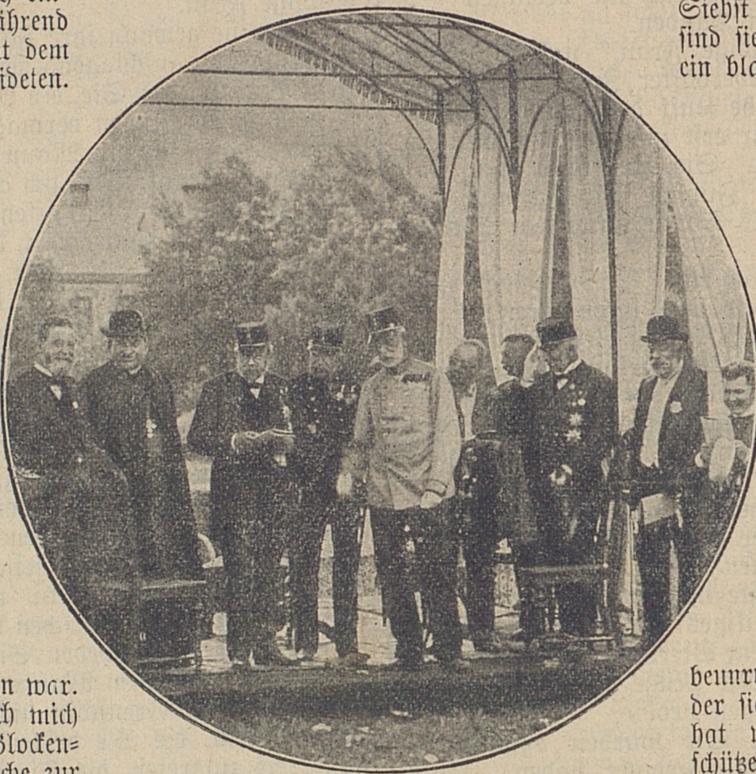
„Warum sollte ich mich darüber beunruhigen? Derjenige, der sie gefaßt, der sie auf einem armen, elenden Boden hat wachsen lassen, weiß sie auch zu schützen.“

„Bescheidene Glockenblume, Du sprichst so verständig und weise, daß die Teilnahme, die ich für Dich hege, noch zunimmt. Ich habe Deine Schwestern in den höchsten Alpenhöhen gesehen, wo

wilde Stürme sie umbrauten; ich habe sie an Felswänden und Abgründen gesehen, wo ihnen tausenderlei Gefahren drohten, und ich fragte mich: Sind diese armen kleinen Blumen nicht töricht und unbesonnen? Setzen sie sich nicht der Gefahr aus, in Sturm und Wetter zu grunde zu gehen?“

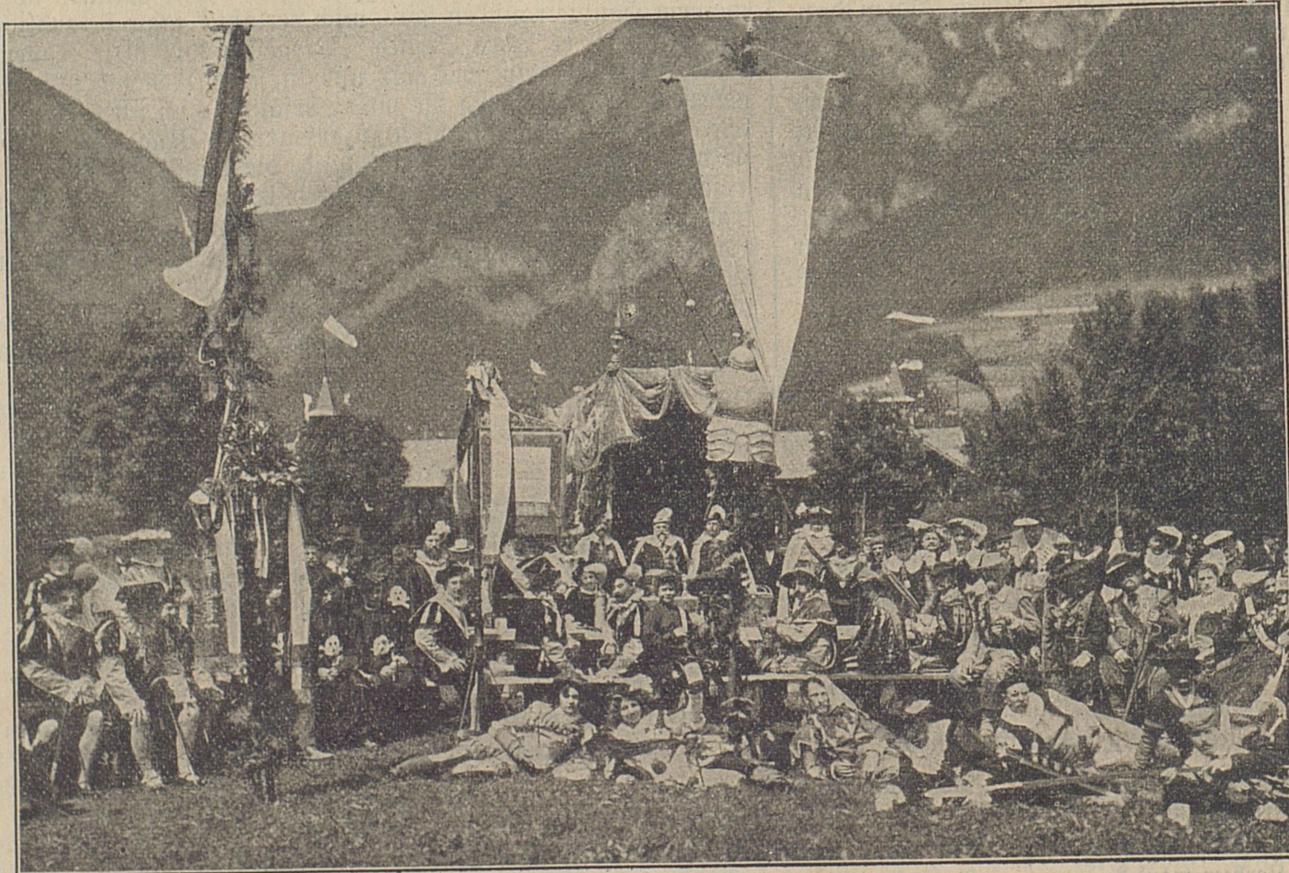
„Glaube das nicht, mein Freund. Du nennst uns arme kleine

Blumen; es ist wahr, fröhlich und leicht-herzig wie wir sind, machen wir uns keine allzu große Sorge. Wir wachsen da, wohin gerade der Wind das Samenkorn verweht hat. Blühen wir in enger Bergeschlucht oder in düsterem Gestein wilder Felsmassen, auf Hochebenen, über welche die Stürme dahinbrausen, die Furcht bleibt uns fern und Wind und Wetter haben für uns keine Schrecken. Befindet sich unser Standort in freundlicheren Gegenden, auf saftigen Wiesen, im schwellenden Moose am Bachesrande oder bei den Gärten der Menschen, dann öffnen wir unsere Kelche der lachenden Sonne und schließen sie vor dem kühlen Nachttau.



Vom Jubiläum der Semmeringbahn: Im Festzelt.

Von links nach rechts: Bürgermeister Dr. Lueger, Weihbischof Marschall, Statthalter Graf Kellmannsegg, Generalstabchef Baron Beck, Erzherzog Rainer, Unterrichtsminister Dr. Sartel, Eisenbahnminister Wittet, Baron Chlumetzky.



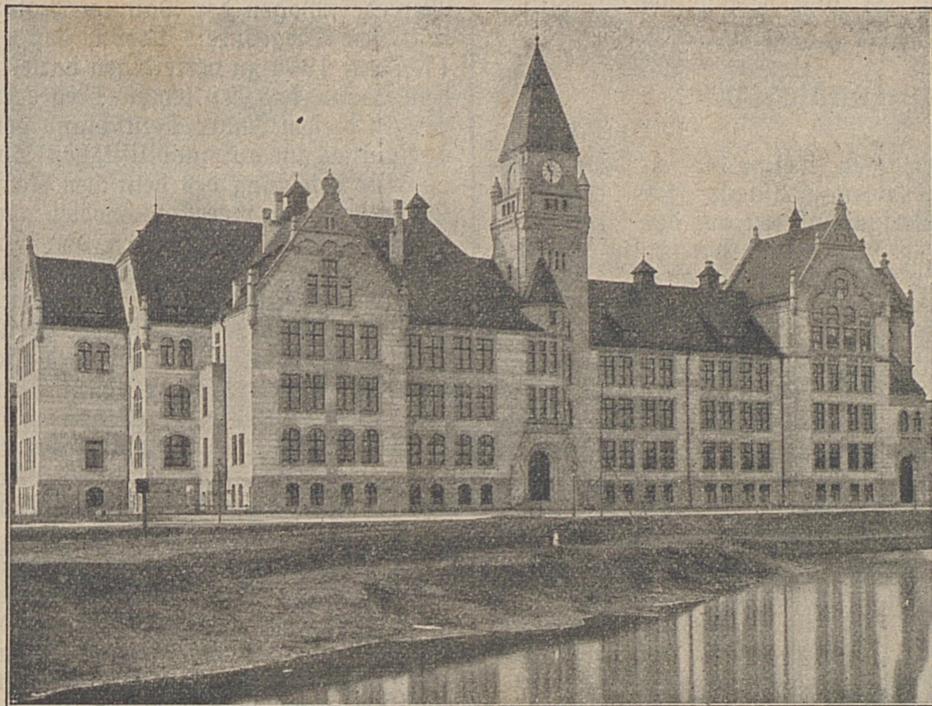
Vom Jubiläum der Semmeringbahn: Gruppe der Wiener Ritterbündnisse.

Unser Dasein ist einförmig, unsere Familie ist zahllos und weit verbreitet; aber überall, ja überall sind wir glücklich. Ein Kind der Berge oder ein Kind der Ebene bleibt die blaue Glockenblume da, wo sie keimte und wuchs. Hier, wo sie Wurzel gefaßt, entfaltet sie sich, in dieser ihrer ureigensten Umgebung, blüht und welkt sie. Niemals beklagt sie ihr Loß. Unser Geheimnis, glücklich zu sein, besteht darin, daß wir überall da zu leben wissen, wo ein höherer Wille uns ins Leben gerufen hat.“

Leise senkte sich die Nacht über die Erde; längst war die schimmernde Abendröte erloschen und kein Laut war mehr hörbar. Auf einem schmalen, von Maßliebchen und Immergrün eingefassten Pfade trat ich sinnend den Heimweg an. In dem ich die am Firmamente aufstrahlenden Sterne betrachtete, sagte ich mir: „Die Glockenblumen haben recht und wir sollten ihr

Geheimnis zu dem unsrigen machen. Aber die Menschen suchen in der Ferne, was ihnen doch so nahe liegt; sie erkennen das Gute nicht, das sie umgibt. Und doch, wo man geboren ist, hat man seine Familie, seine Freunde. Der Ort der Geburt ist unsere Heimat, und wo unsere Heimat ist, finden wir Vorteile, welche uns die Fremde nie gewähren kann. Wenn man die natürlichen Lebensbedingungen verläßt, begibt man sich in Wagnisse und Gefahren.“

Es ist nur ein bescheidenes, anspruchsloses Gleichnis, das wir dir, lieber Leser, hier mitgeteilt und doch regt es zum Nachdenken an. Glaube nicht, daß Prüfungen und Leiden dir auf Deinem Lebenswege erspart bleiben; kein Mensch auf Erden wird von denselben verschont und wir alle haben — der eine mehr, der andere weniger — Lasten und Mühsale hienieden zu tragen, aber wohin immer Dein Schicksal Dich führt, verfolge Deine Bahn mit Gottvertrauen und Zufriedenheit. Dann werden kleinliche Klammernisse und Sorgen wie häßliche Nachtvögel aus Deinem Herzen entweichen und Du wirst den Weg finden, welcher der Weg des Glückes ist.



Die neue Baugewerkschule in Breslau.

d. J. einer Operation unterziehen müssen, die günstig verlaufen zu sein schien. Noch ein am 3. Juni ausgegebener Krankheitsbericht wußte von völlig fieberlos verlaufender Heilung und befriedigendem Allgemeinbefinden zu melden. Da erlitt die Patientin abends einen Nervenschlag, welcher alsbald Bewußtlosigkeit der

Kranken zur Folge hatte, die bis zum Tode der Prinzessin andauerte. In ihr hat die hochbetagte, 86jährige Königin-Witwe Marie die treueste Stütze ihres Alters verloren.

Prinzessin Marie war am 3. Dezember 1849 zu Hannover geboren und ihren Eltern nach deren Entthronung im Jahre 1866 nach Giezing bei Wien gefolgt. Dem immer mehr vereinsamenden Vater hat seine jüngere Tochter, die für die Musik eine nicht gewöhnliche Begabung besaß, manche Stunde verschönt. Als König Georg V. mit seiner älteren Tochter Friederike 1876 nach Paris übersiedelte, wo er Heilung von schwerem Leiden zu finden gedachte, blieb Prinzessin

Marie bei der Mutter zurück, der sie von nun an ihr Leben gänzlich widmete, da der Vater in Paris starb, während ihre Schwester Friederike den ehemaligen Adjutanten ihres Vaters, den Freiherrn Alfons v. Pawel-Stammungen, heiratete und in Frankreich sich dauernd niederließ.

Prinzessin Marie starb, als man gerade in der Familie ihres Bruders, des Herzogs Ernst August von Cumberland, mit den Zurüstungen zu der Vermählung dessen Tochter Alexandra mit

dem jungen Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin beschäftigt war. Die Prinzessin hatte noch kurz vor dem Eintritt der Bewußtlosigkeit das Brautpaar an ihr Lager rufen lassen. Die Vermählung der Nichte fand drei Tage später, an dem festgesetzten Tage, statt; rauschende Festlichkeiten unterblieben.

Der Tod der Prinzessin Marie, welche sich größter Beliebtheit in allen Kreisen erfreute, rief auch bei der Bevölkerung von Gmunden tiefe Trauer hervor. Am 10. Juni, abends halb 10 Uhr, wurde in der

Schloßkapelle in Gegenwart der Mitglieder der ganzen Familie durch Pastor Büttner aus Hannover die Einsegnung vorgenommen. Nach der Trauerfeier wurde der Sarg auf den Leichenwagen gehoben und in die evangelische Kirche



Abschied eines japanischen Reservisten von seiner Familie.

Prinzessin Marie von Hannover †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Am Morgen des 4. Juni 1904 ist zu Gmunden am Traunsee (Oberösterreich) die jüngere Tochter des am 12. Juni 1878 zu Paris gestorbenen früheren Königs Georg V. von Hannover und seiner Gemahlin Marie, geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, welche in Gmunden residiert, im Alter von nicht ganz 55 Jahren verschieden. Prinzessin Marie war an einer Blinddarmentzündung erkrankt und hatte sich am 30. Mai

überführt. Den Zug eröffneten Vorreiter mit Laternen, dann kam die Hofdienerschaft mit Windlichtern. Dem Leichenwagen folgten zu Wagen die Mitglieder der herzoglichen Familie. Um 1/4 11 Uhr langte der Zug vor der Kirche an. Lakaien trugen den Sarg in die Kirche, welche schwarz ausgeschlagen war. Zu beiden Seiten des Altars waren unzählige Kränze niedergelegt. Der Sarg wurde auf den vor dem Altar errichteten Katafalk gestellt, worauf Pastor Hardeband aus Hannover die nochmalige Einsegnung vornahm. Mit dem Absingen eines Trauerchores schloß die Feier. Nachts hielten Hannoveraner bei der Leiche Wache. Am andern Tage

erfolgte die Beisetzung in dem kürzlich erbauten Mausoleum des welfischen Königshauses in Gmunden. Dasselbe befindet sich im Park, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, angrenzend an die Schloßkapelle. Am Abend vorher waren die sterblichen Ueberreste des so jung verstorbenen und auf dem Gmunderer evangelischen Kirchhofe provisorisch bestatteten Prinzen Christian von Braunschweig-Lüneburg in das neue Mausoleum übergeführt worden.

Kleine Rundschau.

6. Juli 1904.

Nach den glänzenden Erfolgen, welche die seit dem Jahre 1899 bestehende Studiengesellschaft für elektrische Schnellfahrten bei ihren Versuchsfahrten auf der Strecke von Marienfelde bis Zossen, zu verzeichnen hat, kann es nicht wunder nehmen, wenn man sich mit dem Plane trägt, größere Städte durch elektrische Fern-Schnellbahnen zu verbinden. Kürzlich haben sowohl die Firma Siemens und Halske in Berlin, wie auch die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft Entwürfe aufgestellt, welche den Bau einer schnurgeraden Verbindungslinie Berlin—Hamburg zum Gegenstand haben. Erstere Firma hat zuerst nur einen eingleisigen, letztere gleich einen zweigleisigen Ausbau ins Auge gefaßt. Der erste Entwurf erfordert eine Fahrzeit von 1 Stunde 55 Minuten und einen Kostenaufwand von 70 Millionen, während nach dem zweiten Entwurf die Fahrzeit 1 Stunde 47 Minuten — später 1 Stunde 25 Minuten — betragen würde; die Kosten schwanken hier zwischen 125 und 140 Millionen. Der Fahrpreis müßte sich auf 15 bis 20 Mark stellen, und sollen alle zwei Stunden Züge verkehren. Da die durch eine solche Verbindung der beiden Großstädte geschaffene Verkehrsverbesserung auch den Verkehr selbst steigern wird, hat der Plan alle Aussicht auf Verwirklichung.

Die Absicht, Frankreich und England durch einen Tunnel zu verbinden, wird von den beteiligten Kreisen wiederum lebhaft erörtert. Bekanntlich ist der Tunnel bereits auf beiden Seiten begonnen und waren an der französischen, wie an der englischen Küste etwa tausend Meter ausgegraben worden. Damals wurde die Arbeit plötzlich unterbrochen, weil die englische Regierung ihre Politik änderte. Die französische Handelskammer in London hat sich nun von neuem der Sache angenommen und einflußreiche Leute in der französischen Republik haben erklärt, daß der Vorteil für den Handel beider Nationen außerordentlich groß wäre. Es scheint, daß man dem Plane jetzt freundlicher gesinnt ist, als in den letzten Jahren und glaubt man, daß die Kosten, die man anfänglich auf über zehn Millionen Pfund Sterling berechnete, nicht einmal vier Millionen Pfund betragen würden.

Der italienische Ingenieur Orlando hat kürzlich in einer Sitzung der bedeutendsten Kaufleute und Industriellen Roms, welcher auch der König beiwohnte, einen Plan vorgelegt, der eine direkte Verbindung zwischen Rom und dem Tyrrhenischen Meer zum Gegenstand hat. Da die Wasser-Verhältnisse des Tiber und die starke Versandung der Mündung die Anlegung eines guten Hafens unmöglich machen, soll die Verbindung durch einen Kanal hergestellt werden, der in der Nähe des alten Osti münden soll. Die Tiefe dieses Kanals soll 8½ Meter, die Breite 63 Meter betragen, um die Durchfahrt großer Handelsschiffe zu ermöglichen. Die Arbeiten zur Verwirklichung des Planes, welcher Rom zur Seestadt machen wird, soll fünf Jahre in Anspruch nehmen. Die Gesamtkosten sind auf einige sechzig Millionen veranschlagt.

Das Gordon Bennett-Rennen am 17. Juni 1904.

(Mit zwei Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Gordon Bennett, der Besitzer des New-Yorker Herald, hat durch die im Jahre 1899 erfolgte Stiftung eines Wanderpreises alljährlich wiederkehrende Automobilrennen ins Leben gerufen. Es sollte dadurch die wachsende Schnelligkeit, Zuverlässigkeit und hohe Bedeutung des Automobils der Öffentlichkeit vor Augen geführt werden. Der Preis, dem das Rennen seinen Namen verdankt, stellt einen aus Silber geformten Kraftwagen mit einer Siegesgöttin dar; derselbe wird von einem den Fortschritt verkörpernden Jüngling geleitet. Als Wanderpreis geht er stets für ein Jahr in den Besitz des Siegers über, kann aber selbst durch mehrmaliges Gewinnen nicht dauernd erworben werden. Bei

den drei ersten Rennen, welche in den Jahren 1900, 1901 und 1902 auf den Strecken Paris-Byon, Paris-Bordeaux und Paris-Belfort stattfanden, fiel der Sieg die beiden ersten Male an Frankreich, das dritte Mal an England. Beim vierten in Irland ausgeführten Rennen trug der deutsche Automobilklub mit einem von dem Belgier Zenagh geführten Mercedes-Wagen der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Cannstatt den Siegespreis davon, den er bei dem Rennen vom 17. Juni 1904 zu verteidigen hatte. Da das Rennen stets in dem Lande, das den letzten Sieg errungen, stattzufinden hat, war in diesem Jahre Deutschland der Schauplatz des größten Ereignisses im automobilistischen Sportleben.

Auf Vorschlag des deutschen Kaisers wurde zu der Rennstrecke das fast viereckige Gebiet am Nordende des Taunus bestimmt, das sich zwischen den Orten Homburg-Weilburg auf der einen und Homburg-Idstein auf der andern Seite ausbreitet. Die Wegstrecke beträgt 137,5 Kilometer und führt über Wehrheim, Ufingen, Weilburg, Limburg, Idstein, Esch, Königstein, Oberursel und Homburg. Teils sind es lange, ebene Strecken, teils hügeliges Land und scharfe Krümmungen, die befahren werden mußten, so daß nicht nur die Schnelligkeit, sondern auch die Widerstandsfähigkeit und leichte Lenkbarkeit der einzelnen Wagen genau erprobt werden konnten. Da nach den Bestimmungen die Entfernung der zurückgelegten Rennstrecke mindestens 550 Kilometer betragen soll, mußte der Weg viermal abgefahren werden. Ausgangspunkt und Ziel der Rennen waren an die Saalburg verlegt, wo sich das deutsche Kaiserpaar und die Prinzen Heinrich und Friedrich Leopold von Preußen befanden, während der Großherzog von Hessen und seine Schwester, die Prinzessin Heinrich, den Verlauf des Rennens in Esch verfolgten. Von 18 Rennwagenfahrern vollendeten elf die vierte Runde. Als Sieger ging der Franzose Théry aus dem Wettbewerb hervor. Er legte die Strecke in 5 Stunden, 50 Minuten und 3 Sekunden zurück, während der Belgier Zenagh, der Führer des besten deutschen Wagens, elf Minuten 21 Sekunden mehr gebrauchte.

Théry erhielt von Brasier, dem Fabrikanten des Automobils, mit dem er fuhr, den auf 40 000 Frs. geschätzten Siegeswagen und 50 000 Frs. obendrein verehrt. Die Geschicklichkeit, mit der Théry steuerte, war geradezu unheimlich; er nahm die Kurven haarscharf nach innen, und gerade in dieser Kunst, die Kurven zu nehmen, war er Zenagh überlegen. In der letzten Runde hatte Zenagh fast gar kein Benzin mehr und konnte gerade noch das Ziel erreichen. Das Wasser in der Kühlvorrichtung war bis zum Siedegrad gekommen, und der Behälter so glühend heiß, daß es unmöglich war, ihn zu öffnen. Trotz der damit verbundenen Gefahr ist Zenagh unbeirrt weiter gefahren.

Trotz der ungeheuren Menschenmenge, die sich auf der ganzen Rennstrecke eingefunden hatte, kamen an dem Renntage keinerlei Unfälle vor, und haben sich die außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, die getroffen worden waren, aufs beste bewährt.

Nach Beendigung des Automobilrennens um den Gordon-Bennet-Preis richtete der deutsche Kaiser an den Präsidenten Loubet folgendes Telegramm: „Ich beeile mich, Ihnen zu dem Siege Glück zu wünschen, den die französische Industrie soeben davongetragen hat und dessen Zeuge ich zu meiner Freude gewesen bin. Der dem Sieger vom Publikum bereite Empfang beweist, wie sehr ein durch Intelligenz und mutiges Streben auf einem Gebiete von beiderseitigem Interesse errungener Erfolg dazu dient, Gefühle, frei von Rivalität, zu erzeugen.“ Präsident Loubet erwiderte: „Ich bin Ew. Majestät ganz besonders für das lebenswürdige Telegramm und für die Gesinnung dankbar, aus der es hervorgegangen. Der Erfolg der französischen Industrie konnte nicht besser gewürdigt werden, als von der deutschen Industrie, die vollständig würdig war, ihn zu erlangen.“

Als Beweis für die Trefflichkeit der Leistung der deutschen Industrie möge noch erwähnt sein, daß unter den sechs zuerst angekommenen Wagen sich vier Wagen mit Kontinental-Pneumatik befanden und daß speziell die beiden deutschen Wagen, welche den zweiten und dritten Platz belegten, auch nicht einen Augenblick durch Reifendefekt im Rennen verloren haben. Die Gesamtkosten der Rennfahrt-Organisation belaufen sich auf 340 000 Mark, hievon sind ungefähr 240 000 Mark durch Einnahmen nicht gedeckt.

Die neue kgl. Maschinenbau- und Bergwerksschule in Breslau.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)
 Die Stadt Breslau in Schlefien hat am Waschteich einen stattlichen Bau errichten lassen für die kónigl. Maschinenbauschule und Bergwerksschule, dessen feierliche Einweihung unlángst stattgefunden hat.



Eisenbahn über den Semmering.

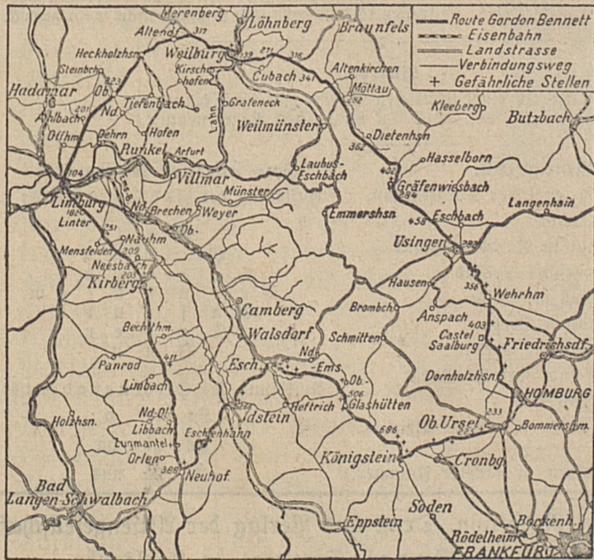
Das neue Gebäude, dessen Portal sich an der Ecke Lehendamm und Bockstraße befindet, enthält 26 helle Zeichen-, Lehr- und Arbeitsfale neben Laboratoriums-, Bibliothek-, Wohnräumen und der im dritten Stockwerk gelegenen, mit Holzgewölbe gedeckten und durch bunte Glasfenster geschmückten Aula. Die Bauverwaltung ist dabei bestrebt gewesen, viele Konstruktionen und Techniken zur Anschauung zu bringen, die bestimmt sind, auf die Schüler vorbildlich einzuwirken. Aller Luxus ist vermieden, wenn man nicht etwa die Fenster der Aula als solchen bezeichnet. Das sind aber Stiftungen verschiedener Innungen, ehemaliger Schüler und eines Stadtverordneten. Die Baukosten betragen für das Gebäude 880 000 Mark, für die innere Ausstattung 100 000 Mark, für das Direktorenwohnhaus 100 000 Mark, für Hof- und Straßenanlagen 60 000 Mark. Dazu tritt noch das Kessel- und Maschinenhaus und das Laboratorium, die noch gebaut werden sollen, mit 60 000 Mark, so daß die Gesamtkosten 1 200 000 Mark betragen. Begonnen wurde der Bau im Herbst 1901, die Bauzeit betrug also 2 1/2 Jahre. Entwurf und Ausführung war der städtischen Hochbauverwaltung übertragen und stammte von dem Ratsbaumeister Klumm.

Die fünfzigjährige Jubelfeier der Semmeringbahn.

(Mit Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

Am 17. Juli 1904 fährt sich zum fünfzigsten Male der Tag, an dem die älteste Bergbahn Europas, der Schienenweg zwischen Graz und Wien: die berühmte Semmeringbahn, die zugleich den Verbindungsweg zwischen dem Deutschen Reiche und der Adria bildet, durch Kaiser Franz Josef dem Verkehr über-



Uebersichtskarte der Gordon-Bennett-Kennstrecke.

geben wurde. Am 23. Oktober 1853 hatte die Bahn erstmals die ganze, 41 Kilometer lange Strecke befahren, von der ein Zehntel im Innern der Felsen liegt und ein Drittel auf kühnen Viadukten die steilwandigen Täler und baumlosen Schluchten überspannt. Zur Zeit ihrer

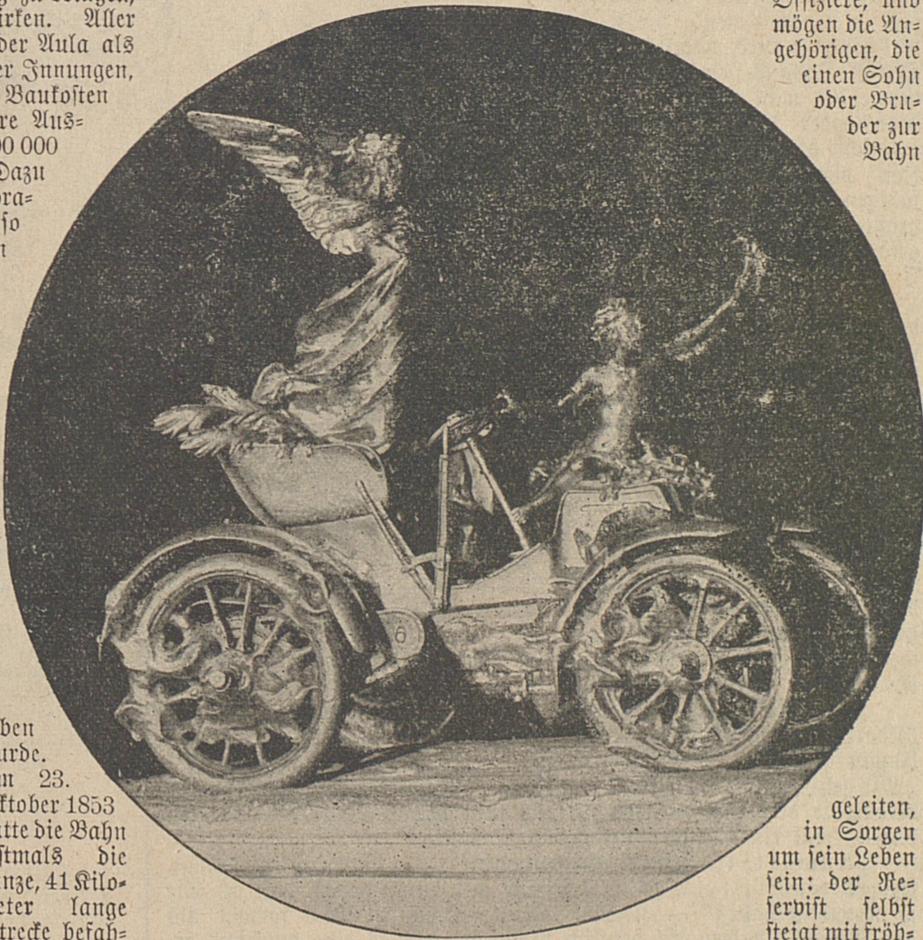
Entstehung bedeutete die von dem genialen Dr. Karl Sutter von Ghega erbaute Semmeringbahn ein Kulturwerk ersten Ranges; sie hat trotz starker Konkurrenz durch andere Tracen auch heute noch ihren vollen Wert und steht als Vermittler landschaftlicher Schönheit mit an erster Stelle.

Die anlässlich dieses Jubiläums veranstalteten Festlichkeiten, deren Programm eine ganze Woche, die Zeit vom 28. Mai bis einschließlich 5. Juni beanspruchte, haben einen großartigen und erhebenden Verlauf genommen. Am 28. Mai begannen sie in Anwesenheit des greisen Erzherzogs Rainer, der als Vertreter des Kaisers erschienen, des Ministerpräsidenten von Körber, des Eisenbahnministers v. Wittke, des Unterrichtsministers Dr. von Hartel, des Statthalters Graf Kielmannsegg, des Generalstabschefs Baron Beck, des Wiener Bürgermeisters Dr. Zueger und des Präsidenten der Südbahn, Baron Chlumetzky, sowie des Wiener Weihbischofs Dr. Marshall, auf dem Bahnhof der Station Semmering, mit der Enthüllung und Einweihung der für das dortige Ghega-Denkmal gestifteten neuen Totivtafeln. Am folgenden Tage, Sonntag den 29. Mai, fand in der immer mehr emporblühenden Sommerfrische Payerbach-Neisenau ein glänzender historischer Festzug statt, an dem über 2000 Personen teilnahmen; an der Spitze marschierten neun Wiener Ritterbündnisse mit ihren wallenden Bannern in farbenreichen Kostümen. Bankette, Konzerte usw. sowie eine großartige Höhenbeleuchtung schlossen sich an.

Der russisch-japanische Krieg.

(Hierzu eine Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Durch die seither errungenen Erfolge hat sich der Offiziere und Mannschaften des japanischen Heeres eine stolze Zuversicht des Sieges bemächtigt. Die Soldaten blicken mit Vertrauen auf ihre Offiziere, und mögen die Angehörigen, die einen Sohn oder Bruder zur Bahn



Der Gordon-Bennett-Preis.

der ihn nach dem Garnisonort oder Einschiffungsplatz soll bringen. Und auch die Hunderte oder Tausende, die man auf dem Bahnsteig oder vor dem Bahnhof versammelt sieht, zeigen durchweg heitere Mienen; es geht ja in den Krieg und zum Sieg gegen Rußland. Auf den Straßen führt das kleine Volk nach beendetem Schulunterricht gleichfalls Krieg. Das Los muß entscheiden, wer Russe und wer Japaner sein soll, denn freiwillig würde kein Knabe auf die Seite des Feindes treten. Natürlich dürfen auch in diesen Kinderschlachten die Russen niemals gewinnen, und das Volk betrachtet dies als ein gutes Vorzeichen.

geleiten, in Sorgen um sein Leben sein: der Reservist selbst steigt mit fröhlichem Gesicht in den Zug,

Ernstes und Heiteres.

Singgedicht.

Willst immer Du frei von Aerger sein,
 Dann habe nur immer ein Herz von Stein;
 Doch fragst Du: Kann auch ein Herz von Stein
 Im Leben noch recht glücklich sein?
 Dann lautet die Antwort: Nein! O nein!
 So weit die Erde gehet — Nein!

(Aus Sursum corda von J. Holl.)

[Japanische Zwergbäume.] Es gibt eine ganze Anzahl von Vermutungen über die Art und Weise, mit der die Japaner ihre berühmten Zwergbäume im ersten Wachstum behandeln. Doch ist dies ein Geheimnis, das die Japaner sorgsam bewahren und das selbst unter ihnen nur einer beschränkten Zahl von Familien bekannt ist, die es von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Nach einer Darstellung wird ein wenig Erde in eine halbe Apfelsinenschale getan und in dieselbe der Same gepflanzt. Sobald nun die wachsenden Wurzeln die Schale durchdringen, schneidet man sie mit einem scharfen Messer ab. Dieses Verfahren wiederholt man so lange, bis die Wurzeln ihre Neigung zum Herauswachsen eingeübt haben. Nun wird die Außenseite der Orangenschale mit einem gleichfalls geheim gehaltenen Lack überzogen und das Pflänzchen in einen Ziertopf eingesetzt.

[Meeresstiefe.] Die größte bis heute gemessene Meeresstiefe beträgt 8513 Meter. Sie befindet sich in einer Gegend, die z. Bt. viel genannt wird, nämlich an der Ostküste Japans. Für die Lotungen verwendet man ein Gewicht von bedeutender Schwere und eine möglichst dünne Leine, in neuerer Zeit vielfach den widerstandsfähigen Klavieraitendraht. Die größte Meeresstiefe entspricht ungefähr der größten Bergeshöhe. Von den höchsten Bergen des Himalaja-Gebirges in Asien ist der Gaurisankar 8840, der Kantshinjunga 8500, der Dhawalagiri 8170 Meter hoch. Der Montblanc, der höchste Berg Europas, ist dagegen „nur“ 4810 Meter hoch. J. H.

[Unzuverlässig.] Schneider: „Die Post wird immer unzuverlässiger.“ — Freund: „Das habe ich noch nicht bemerkt.“ — Schneider: „Aber ich! Im Laufe des letzten Monats habe ich einhundertachtzig Rechnungen mit der Bitte um sofortige Bezahlung weggeschickt, und soviel ich erfahren habe, haben nur zwei meiner Kunden ihre Briefe erhalten.“

[Der Kriegsberichterstatter.] „Bombenelement“, rief der Redakteur einer Zeitung, „aus diesem Bericht unseres „eigens nach Japan gesandten Spezialberichterstatters“ werde ich aber nicht flug.“ — „Mir geht's gerade so“, sagte sein Mitarbeiter. — „Johann?“, rief der Redakteur dem Laufburschen zu, „ich lasse den Japankorrespondenten bitten, 'mal einen Augenblick hereinzukommen!“

[Anwalt] (zu seinem Klienten, der wegen Bankrott angeklagt, freigesprochen ist): „Was werden Sie mir dafür geben, daß ich Sie so verteidigt habe?“ — Klient: „Keinen Pfennig! Sie sowohl als das Gericht, haben mir deutlich bewiesen, daß es eine durchaus erlaubte Sache ist, nicht zu zahlen, wo man mußte.“

[Immer derselbe.] Gattin (eines Theater-Direktors, der mit den beiden Töchtern in Gesellschaft war): „Nun, wie haben unsere Töchter gefallen?“ — Gatte: „Elise hat sehr gefallen, aber Emilie hat nur einen Achtungserfolg davongetragen!“

[Zugabe.] „Ich sag' Dir, mein Schwiegerjohn ist ein Prachtmensch. Ich geb' ihm noch 40,000 Mark!“ — „Wo denkst Du hin, Jakob! Eine halbe Million Mitgift und noch extra dazu 40,000 Mark?“ — „Ich will, er soll meine Tochter auch gern haben!“

[Bewegung.] [Arzt: „Sie müssen sich mehr Bewegung verschaffen, Holz sägen oder dergleichen.“ — Baron: „Um, ich werde den Diener entlassen und meine Gläubiger selbst hinauswerfen!“

[Kühle Zimmer im Sommer.] Wenn die Sonne es so gut meint, und die schwüle Luft die Temperatur noch härter empfinden läßt, dann dürfte es zweckmäßig sein, an die Vorschriften zur Erhaltung eines kühlen Zimmers zu erinnern. Die erste Hauptsache ist, wenn morgens das Thermometer draußen höher steigt, als die Stubentemperatur ist, die Fensterflügel zu schließen. Kommt dann die Sonne, so sind Rollläden und Jalousien herabzulassen, doch nicht bei geöffnetem Fenster, denn sonst kommt die Hitze doch ins Zimmer. Ist die Sonne fort, so bleiben die Fenster immer noch etwas geschlossen, bis draußen das Thermometer ein wenig gefallen ist. Darauf erfolgt die Öffnung, und zwar, was die Hauptsache ist, der oberen Fensterflügel. Ein Öffnen der unteren Fensterflügel, wie es der Bequemlichkeit wegen in der Regel geschieht, hat keinen Nutzen. Die warme Luft im Zimmer muß zuerst hinaus, sie tut uns aber nicht den Gefallen, nach unten zu kommen, sie will oben hinaus, darum müssen die oberen Fensterflügel geöffnet werden. Kann man dann für kurze Zeit Zugluft herstellen, so wird der Erfolg nicht auf sich warten lassen.

[Saures Kalbfleisch.] Sechs Portionen. Zwei Stunden. Zwei Pfund derbes Kalbfleisch wird in kleine Scheiben geschnitten. Dann läßt man 60—70 Gramm Butter heiß werden, röstet eine geriebene Zwiebel darin gelb, legt das Fleisch hinein, salzt es und läßt es unter öfterem Wenden und Schütteln braun braten. Man streut man einen bis zwei Löffel Mehl darüber, läßt alles gut durchziehen, fügt einen Schöpflöffel heißes Wasser, ein halbes Lorbeerblatt, einige Gewürznelken und Essig nach Belieben hinzu, läßt das Fleisch langsam gar dämpfen, schmeckt ab, würzt mit 10—12 Tropfen Maggis Würze und richtet mit Bratkartoffeln an.

[Senfbutter.] Zwei Teelöffel feinen Senf vermischt man mit zwei verriebenen Eidottern, etwas Salz und Cayennepfeffer und vermischt damit 125 Gramm frische Butter. Man verwendet die Butter zum Bestreichen von Weißbrotschichten sowohl wie von Pumpernickel und legt auf letztere Schinken oder Rauchfleisch, das mit gewiegten Perizwiebeln bestreut wird, auf erstere Roastbeefschichten, die man mit Kapern bestreut.

[Mirabellekuchen als Mehlspeise.] Man rührt 200 Gramm frische Butter zu Schaum, fügt allmählich 8—9 Eidotter, 125 Gramm Zucker, die abgeriebene Schale einer halben Zitrone, einen Teelöffel getrockneten Zimt, eine kleine Prife getrocknete Nelken, eine Oberstufe geriebene, altes Schwarzbrot und ebensoviel geriebene Semmel hinzu. Dieser gut gerührten Masse fügt man 60—70 Stück recht reife, ausgekernte Mirabellen bei und zieht den Schnee der Eier leicht durch. In einer gut gebutterten, mit Semmelmehl ausgefachten Form wird die Mehlspeise eine Stunde bei gleichmäßiger Hitze gebacken.

[Frische Eier] sinken im Wasser sofort unter; die, welche oben schwimmen, sind weder frisch, noch zur Aufzuchttauglich oder Brut tauglich. Bleibt ein Ei in der warmen Hand kalt, so ist es nicht frisch und auch nicht fruchtbar und daher gleich zu verwenden. Aus Feuer gehalten, geben frische Eier Fruchtigkeit von sich.

[Sonnenschirme und Schattenspender zu waschen.] Schirme aus Baumwolle oder Leinen lassen sich sehr gut reinigen, indem man dieselben aufspannt, mit kaltem Wasser übergießt und tüchtig einseift; hierauf dörret man sie mittelst einer kleinen Bürste, und nachdem man die Seife etwas hat ziehen lassen, übergießt man sie wieder — am besten mittelst einer Gießkanne — so lange mit kaltem Wasser, bis die Seife völlig daraus verschwunden ist. Darauf läßt man die Schirme aufgespannt trocknen.

[Weißweinflecke aus Seide] entfernt man durch Auftragen eines Weines, den man aus geschabter Seife und weichem Wasser kocht; man bestreut diese Lauge mit pulverisierter Potasche. Nach anderthalb Tagen wäscht man die aufgesetzte Masse vorichtig ab.

[Schwabenbekämpfung.] Ein gutes Mittel, um Schwaben zu vertilgen, ist Phosphorkäse, mit Melasse vermischt, auf Papier gestrichen; das legt man dort aus, wo die Schwaben sich zeigen; sie freßen es sehr gern und kommen nicht mehr zurück.

Rätsel.

Du wirst als einen deutschen Dichter gut mich kennen;
 Zwei Zeichen fort, wirst Du mich einen Vogel nennen,

Arithmogroph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 englischer Staatsmann.
- 2 7 8 4 7 8 Weltstadt
- 3 2 6 7 8 3 Stadt in Norddeutschland
- 4 3 8 1 3 5 6 deutsches Seebad
- 5 9 8 9 1 3 2 Fluß in Afrika
- 6 7 2 9 4 7 Stadt in Spanien
- 7 5 6 9 8 4 9 belgisches Seebad
- 8 7 1 9 8 6 Ort und Fort bei Paris
- 9 8 1 2 3 8 4 Königreich

Paul Klein.

Aus voriger Nummer.

- Auflösung des Zahlenrätsels:
- B
 M
 W
 S
 P
 R
 T
 I
 N
 A
- Auflösung des Seibenquadrats:
- K
 R
 A
 N
 A

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.

Zurechtweisung.



Kleine Gräfin: „Ach Mama, sieh' doch 'mal die schöne Kuh!“
 Gräfin: „Pui doch! wer wird denn ein solch' gewöhnliches Wort in den Mund nehmen! Kannst du nicht sagen: das schöne Tier mit den Pulverhörnern auf dem Kopfe?“